

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1905**

168 (22.7.1905) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 29

# Aus allen Gebieten.

## Medizinisches.

— Papier als Verbandzeug. Dr. Dipp macht die Mündlicher Medizinische Wochenschrift in einem Schreiben aus China darauf aufmerksam, daß Papier dort auch zum Verbinden von Wunden benutzt wird. Dafür eignen sich namentlich die Sorten, die sich durch Porosität und Festigkeit auszeichnen, somit die Auscheidungen einer Wunde leichter aufsaugen als Watte. Auch die europäischen Ärzte haben die trefflichen Eigenschaften solchen japanischen Papiers schon gelernt. Die feinsten Papierbogen werden von den gegenüber liegenden Enden aus nach der Mitte hin zusammengelegt, so daß ein lockerer Verbandstreifen zustande kommt, der dann später zu jeder beliebigen Form gefaltet werden kann. Ein europäischer Arzt würde dann selbstverständlich vor der Anwendung eine Sterilisation des Papiers vornehmen. Da das so behandelte Papier wegen seines Kaltegehaltes leicht an der Wunde festklebt, empfiehlt es sich, noch eine Lage von Gaze darunter zu legen, damit die Auscheidungen der Wundfläche mit dem Papier nicht in unmittelbare Berührung kommen. Ein solcher Verband ist weit billiger als Watte und in China natürlich auch viel leichter zu beschaffen als Verbandstoffe, wie sie in Europa, Amerika oder Japan benutzt werden.

## Erdfunde.

— Der erste Nordpolfahrer. Wie dem Neuen Wiener Tagblatt zufolge der Geographischen Gesellschaft in Wien mitgeteilt wird, hat der norwegische Gelehrte Dr. A. Bjernbo, einen interessanten Fund in einer Wiener Handschrift gemacht. Bei dem Studium von Abdrücken astronomischer und astrologischer Abbildungen des Wiener Professors Johannes Wögelin aus dem Jahre 1525 fand Dr. Bjernbo einen lateinischen Text, der über Norwegen, Island und Grönland genaue geographische Beschreibungen bringt, und wie sich nun herausstellte, den ersten Nordpolfahrer und Grönlandforscher Claudius, geboren 1388, zum Verfasser hat. Die Existenz dieses Wertes des berühmten Kartographen, der eigentlich Claudius Clavusius Smart hieß, wurde schon längst vermutet, doch hatte man keine Spur, wo es sich befinden könnte. Durch diese Handschrift wird auch die Bedeutung einer Anzahl bisher unbekannt gebliebener Ortsnamen in Grönland, Island und an der Nordküste Norwegens aufgeklärt; denn, wie in einer Anmerkung gesagt wird, sind die Namen keine Ortsnamen, sondern Benennungen von Numen, das heißt der Buchstaben des ältesten germanischen Alphabets.

## Haushirtschaft.

Rochfisten sind gegenwärtig in Marträfflichen Palais in der Karl-Friedrichstraße in Karlsruhe ausgestellt. Einem uns zugegangenen Bericht über den Wert der Rochfisten für den Haushalt entnehmen wir:

Die Rochfisten oder Selbstkocher haben sich in weiten Kreisen Eingang verschafft und sind heute ein bleibender Bestandteil vieler Haushaltungen geworden, der ebenso wegen der Ersparnisse an Zeit und Brennmaterial, wie wegen seines günstigen Einflusses auf die Schmachthaftigkeit der Speisen geschätzt wird. Obwohl die Selbstkocher in der Form der Rochfiste allen Ansprüchen genügt, hat es bald nach dem Bekanntwerden dieser Einrichtung nicht an Vorschlägen zu Verbesserungen gefehlt und eine große Anzahl von Selbstkochern ist in den verschiedensten Ausführungsformen auf den Markt gebracht worden. Um über den Wert dieser Neuerungen ein Urteil zu gewinnen und zu ihrer Verbreitung beizutragen, hat die Kommission zur Verbreitung der Rochfisten vom Badischen Frauenverein aus beschlossen, eine Ausstellung dieser Neuerungen zu veranstalten, die gegenwärtig in Marträfflichen Palais in Karlsruhe in der allgemeinen Besichtigung zugänglich ist. Besondere Wert ist auf die Ausstellung transportfähiger Selbstkocher gelegt worden, die von den Arbeitern bis zur Arbeitsstelle genommen werden können. Das Material zu dieser Ausstellung ist sehr reichhaltig eingegangen, und es sind wohl nahezu alle Firmen auf der Ausstellung vertreten, die sich in neuerer Zeit in Deutschland mit der Herstellung von Selbstkochern befassen.

## Allerlei.

**Saharet über die Schönheit.** Im Juni-Heft der illustrierten Monatschrift „Das Neueste“ (Verlag von W. H. Kraus, Berlin) äußert sich die berühmte Tänzerin Saharet über die Schönheit. Sie sagt: „Ich weiß nicht, was Schönheit ist. — Nein, lachen Sie nicht, ich weiß es wirklich nicht, denn ich habe in so vielem, was andere häßlich fanden, die Schönheit gesehen, daß ich glaube, daß das, was ich Schönheit nenne, nicht die wirkliche Schönheit ist. Für mich ist die Schönheit das Leben. Eine starre, leblose Schönheit ist für mich keine solche. Ein Auge das noch so schön geschnitten und noch so wundervoll in der Farbe und von noch so herrlichen Wimpern und Brauen beschattet ist, ist für mich nicht schön, wenn es in ihm nicht aufblitzen kann in heißer Blut der Liebe, wenn sie wollen, oder meinetwegen auch des Hasses. Für mich ist die Schönheit das Leben.“

Ein Artikl kann noch so wundervoll in allen seinen Zügen, in seiner Regelmäßigkeit und Schönheit sein, für mich ist es nicht schön, wenn sich in seinen Zügen nicht jede und auch die leiseste Regung des Herzens widerspiegelt, wenn es nicht lebt und das innere Leben der Seele wiedergibt in allen seinen feinsten Nuancen. Denn für mich ist die Schönheit das Leben. Für mich ist drum ein ausdrucksvolles Gesicht, selbst wenn es sonst häßlich ist, schöner als ein schönes, dem es an Ausdruck oder Ausdrucksfähigkeit fehlt. Denn der Geist macht lebendig. Und für mich ist die Schönheit — das Leben.

In allem muß das Leben liegen, in allem das Leben zum Ausdruck kommen. In der Gestalt, im Gesichte, der Haltung und der Be-

wegung. In der Bewegung vor allem. Es gibt Leute, die sich bewegen als ob eine unendliche Schläfrigkeit in ihnen liegt. Diese möchte ich alle aufrütteln, wenn ich könnte, denn nichts ist häßlicher, als eine Bewegung, die keine Bewegung ist, an der nicht das Herz, die Seele mit teilnimmt. Nicht mit Unrecht hält man den Gang für so charakteristisch an der Person. Er ist ja das wirklich Lebendige an uns. Und — für mich ist die Schönheit das Leben.

Dabei gibt es so viele Arten, sich zu bewegen. Man kann so anmutig dabei sein, auch wenn man keineswegs schön ist, und kann so plump aussehen, auch wenn man sonst schon wie Frau Venus selber ist. Und man kann an und für sich unschöne Bewegungen durch den Geist, das Temperament, das Leben, das man in sie hineinlegt, schön, blendend erscheinen lassen und geradezu zu begeisternder Wirkung erheben. Man muß nur sein ganzes Selbst in diese Bewegungen legen. Das kommt beim Tanze am besten zur Geltung. Da wird die Schönheit der Bewegung zur Offenbarung. Da liegt Leben darin. Leben! Leben! Leben! Und für mich — ist die Schönheit das Leben!

## Humoristisches.

**Eigenartige Entschuldigungszettel.** Die Mündlicher Schulbücher erfreuen sich des Besfalls der lieben Jugend im hohen Grade, während die Mütter der Sache noch nie und da skeptisch gegenüberstanden. Interessant sind verschiedene Entschuldigungszettel, die dem Lehrer vor der Vademecum zu Aug und Ohr kommen. Eine Mutter erklärt kategorisch: „Mein Kind badet zu Hause.“ — Die Frau Duber scheint gewissen kleinen Wesen abhold zu sein, denn sie schreibt: „Indem das mein Kavel vom Baden ein Duzend Leise mit heimbringt, darf er nimmer nicht baden.“ — Der Vater vom kleinen Willi ist sehr konservativ und jeder Neuerung fremd; außerdem hat's die Frau Vademeisterin mit ihm verborben. Er entschuldigt seinen Bubens am Jahresanfang gleich für die ganze Schulzeit: „In unsere Zeiten hats keine Schulbücher überhaupt nicht gegeben und mir sind doch alleweil gesund gewesen. Der Willi braucht nicht baden. Ueberhaupt könnte man das viele Geld für die Schulbücher sparen. Die Frau Vademeisterin weiß so nicht, wie groß sie die Vorhänge an ihre Fenster machen soll. Wer muß sie denn zahlen? Ueberhaupt.“ — Wieder eine Mutter schreibt: „Mein Freil kriegt auf dem Baden immer einen so starken Kodaar. Wissens, er ist halt so fein gebaut. Und seins nicht böß, Herr Lehrer. Wir sind eine geachtete Familie.“ — Und die Frau Maher: „Mein Kind wird so jeden Tag gewaschen, ob's braucht oder nicht.“

**Warum er nicht donnerte.** Ein lustiges Stücklein hat sich leghin hinter den Kulissen des Schiller-Theaters in Berlin bei einem Operngastspiel ereignet. Dem kleinen Journal wird vom Oberregisseur Carlhof geschrieben. „Es war Oberon. Im zweiten Akt hat während der Gewittermusik an einer ganz bestimmten Stelle ein Einschlag zu erfolgen. Um ganz sicher zu gehen, befehlt ich es mir selbst vor, das Zeichen dazu zu geben, und verband mich zu diesem Zweck mit den oberen Regionen, in denen der Donnerer seines Amtes waltete, durch ein herabgelassenes Seil. Sobald ich an dem Seil ziehen würde, sollte a tempo der Einschlag erfolgen. Mein vergebendes elektrisches Signal, nichts konnte mir einen Streich spielen, es mußte ja klappen. Und doch kam es anders. Ich stand, das Stridende um die Hand geschlungen, mit gespanntem Sinnem wie auf dem Anstand; da, ein Klitz — aber der Einschlag blieb aus, ich zog nochmals, stärker, ich zog erseesendo, ich zog im Superlativ — von einem Einschlag war nichts zu hören. Erst viel später, an der unpassendsten Stelle, im pianissimo, trauchte es dröhnend durch das Haus. Was in meinem Busen vorging, kann man sich denken, aber gewiß, das, was nicht mehr zu ändern ist, erst am nächsten Tage zu besprechen, bechied ich mir am andern Morgen den Donnerer auf mein Bureau.“

Er kam: ein kläglich Jupiter tonsaas, ein kleines schwaches Männchen mit ängstlichem Gesichtsausdruck. In geschicktem, aber unheil-schwangerem Tone fragte ich ihn nach der Ursache des getrigen Fehlers, aber mein Groll schmolz rasch, als er mir halb heiser, in hoher Stimm-lage folgendes entgegnete: Ja, wissen Sie, Herr Carlhof, ich hatte mit den Strid um 'n Leib gebunden, und da habn Se mir be'n ersten Klitz gleich u m j e s c h m i s s e n, und wie id uffzieh'n wollte, da rissen Se mir immer wieder uff die Erde, dat id liegen blieb. Da rief id denn Schulz'n, und der machte den Einschlag.“

**Erkannt.** Dem Landrate eines hauptsächlich von Arbeitern bedörferten Landkreises wird ein junger Assessor zur Hilfsarbeiterchaft überwiesen. Beim ersten Zusammensein sucht sich der Vorgesetzte über die politischen Anschauungen seines jungen Kollegen zu orientieren und fragt ihn, welcher Partei er angehöre. Nach einigem Zögern antwortet der Gefragte: „Offen gestanden, gar keine.“

Da erwidert der Landrat: „Sie, Streber, Sie, — Sie wollen wohl Minister werden!“ (Zugend.)

**Mißverstand.** Feldwebel: „Schulze, wie ist es mit Ihrem Zivilverhältnis?“

Schulze: „Hab' id loofen lassen, Herr Feldwebel.“

**Auf dem Turf.** „Gott, was mir die Gänse schon egal wären, wenn keine Leutnants drauf säßen!“

**Aus den Rufigen Wätern.** In der Dunkelheit. Er: Bist du es, mein Liebling?

Seine Frau: Nein, ich bin's!

**Polizeiverordnung.** Während der Sommermonate müssen von Beginn der Dunkelheit alle Läden geschlossen und alle Schaufenster verhängt werden. Die Dunkelheit tritt ein, sobald die städtischen Laternen zu brennen anfangen.“

Vuchruderei und Verlag des „Volksfreund“, G e d u. Cie., Karlsruhe i. B.

# Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 29. Karlsruhe, Samstag den 22. Juli 1905. 25. Jahrgang.

## Diamantstadt.

Roman von Hermann Heijermans. (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ich habe heute morgen, als ich dein Zimmer rein machte, in einem der Bücher gelesen“, erwiderte Rebecka.

„Und? Und?“ sprach Cleazar.

„Ach —“, lachte sie naiv, „ich konnte nicht klug draus werden. Was halte davon?“

„Man kommt dadurch aus den Krauslöchern weg“, sagte er, indem er seinen Arm um ihre Taille legte und langsam nach der Tür hinschritt.

„Vorans?“ fragte sie, ihn nicht begreifend.

„Du lernst es bald verstehen“, sagte er, kurz abbrechend.

„Darf ich nicht mit aufbleiben?“

„Nein, mein Brauch.“

„Und soll ich dann in deinem Bett liegen?“ fragte sie, indem sie lachend die Treppe hinuntergingen.

„Wie eine Prinzessin, ja — und morgen früh werde ich die Stelle küssen, wo dein Kopf gelegen hat.“

„Was halte davon?“ lachte sie, wieder frech in ihrem Benehmen; und einen Augenblick auf der letzten Stufe still stehend, klammerte sie ihre Arme um seine Knie und sprach leise: „Ich wollte, daß du schon bei mir lägest.“

„Das mußt du nicht sagen — das darfst du nicht sagen“, sprach er erschrocken.

„Ich sage es doch!“

Er wand ihre Arme los, nahm im Treppendunkel ihr Köbchen zwischen seine Hände, küßte sie auf die Stirn und sprach dann in seinem alten töricht weisen Tone:

„Wenn wir verheiratet sind, Rebecka, darfst du das noch nicht mal sagen.“

Bei Paddy im Zimmer hörte er es noch. Er saß in mühsam bezwungener Verstimmung. Daß sie so sinnlich sei, hatte er nicht gedacht, nicht gewußt. Aber bei ihren kleinen Anordnungen für das Essen, ihrem mütterlichen Walten, ihren Sorgen für die Kinder, die aus der Schule kamen, bei ihrer Geduld mit Paddy, der über ihre geringsten Bewegungen losgeschauzte und brummte, bei'm Anblick ihres nun wieder bleichen schmalen Gesichtchens lehrte ein stilles Lächeln auf sein Antlitz zurück. Sie wußte ja gar nicht, was sie so herausplakete. In der Stube ihrer Armut, bei ihren Duden und Abnähren, von Jugend an für einen Vater, zwei Brüder und zwei Schwessterchen — die Mutter war schon vor fünf Jahren im Wochenbett gestorben — bei dem täglichen herumschleichen der Herumwirtschaftern war die Neigung zu ihm ein wilder flammender Raub geworden. Niemand hatte sie beherrschung gelehrt. Sie gab sich hin. Sie sprach in der Trunkenheit unerwartetes, sprach mit dem Ungeheim ihres Bluts, sprach über Sachen, worüber man schweigen mußte, worüber man nicht sprechen konnte, wenn man einen Mann lieb hatte. Ihre Einseitigkeit — sie kam ja fast nie unter Menschen — hatte sie als ein Naturspiel erhalten. Cleazar's eigene Leidenschaftlichkeit war der Antrieb gewesen, der Antrieb zu dem, was man endgültig von sich abstoßen mußte, wenn man etwas anderes dahinter sah. Er nahm sie so, wie sie war. Er hatte sich selbst aus einem schlütrigen, einfältigen Jungen zu einem Menschen gemacht, in dem das Verständnis dämmerte. Epe sie heirateten — es konnte vielleicht noch Jahre dauern — würde er auch aus ihr eine Frau, eine stadtentende Frau machen, wenn glückliche Umstände es wollten. Lächelnd und nicht mehr grollend, sondern froh in zartem Gleichgewicht, half er und wusch Paddy, als Cerre, Sally und Nozerje oben zu Bett waren, zum letztenmal. Er mußte doch anständig an das Krankenhaus abgeliefert werden. Rebecka stopfte die Socken — er bürstete ihm die Schuhe auf dem kleinen Flur. Auf einem Stuhl an der Bettstelle legte sie ihm sein Zeug zurecht, seine Dose, seine Weste, seinen Rock und das Vorhemdchen, das er am Schabbes trug. Paddy lachte über die Albernheit. Angenehm berührt durch die Ruhe im Zimmer, durch die Aufmerksamkeit, sagte er Zoopez Bescheid, was er zu tun hätte, wie er mit dem Tabak und den paar Laden-inhabern, die von ihm kauften, umgehen mußte. Und wenn sie ihn morgen hinuntertragen, dann sollten sie ihn in Dedon wickeln — Eli sollte ihn unter die Arme fassen, Zoopez und Eulterpeer sollten die Beine nehmen. Seine goldene Uhr, scherzte er — seine goldene Uhr und sein Portefeuille konnten sie ihm wohl zu Hause aufbewahren.

Rebecka sah am Tisch und blätterte in den Broschüren. Sie war selbstam still geworden und blickte kaum auf. Zoopez sah ihr gegenüber, die Zäufle in sein Wangenfleisch gedrückt und düstere schlüfrig vor sich hin.

„Recht dir was? Wie bist du still, Rebecka“, sagte Cleazar, die Hand auf ihren Kopf legend.

Sie schrak zusammen und sagte, daß sie müde sei. Und ihre Augen wiesen schein warnend nach Zoopez, der schlafbuselig schmausete. Er hob einen Stuhl so ihr heran und legte seinen Arm um sie.

„Nicht um“, flüsterte sie schon.

Er lachte.

Wenn sie allein mit ihm war, sprach sie Dinge. — Dinge! — und hier, blöde, bange vor ihrem Vater, benahm sie sich wie ein schenes Kind, erschien sie ihm anbetungswürdig mit ihren fürchtamen Gebärden. Die Lampe zündete leise, ließ die Bettstelle im Dunkel, beleuchtete Zoopez's vorstehendes Kinn und übergoldete ihr Antlitz mit dem Augenbrauenflaum und den sanften Wimpern. Unter dem Tisch hielt sie seine Hand und spähte an dem Lampenschirm entlang, ob auch niemand herkäme und gab ihm dann verlegen schnell Klüßchen.

Um zehn Uhr ging Cleazar hinunter, um Meggie gute Nacht zu sagen. Sie war schon zu Bett und klagte über Schmerzen in den Beinen und Kopfen im Kopf. Er ritz ein Schwefelholz in der fensterlosen Ecke an, wo er sich an jenem ersten Abend umgewandelt hatte. In der Ecke mit der schwindenden Mauer, dem vorbringenden Kamin, der schimmelig abblätternden Wand, sah er sie mit Saartje und Moosje liegen. Ohne ihren falschen Scheitel war sie kaum zu erkennen. Das large Silberhaar stand wie weißer Schwanenflaum auf dem knochigen Schädel. Hinter ihr atmete Saartje mit offenem Mündchen. Er wollte Meggie etwas Seißes zu trinken geben, damit sie in Schwelch käme. Sie lehnte ruhig nickend ab und sagte, daß es nichts zu bedeuten hätte, er möchte nur die Lampe etwas niedriger schrauben.

Da blüete er sich im Dunkel, gab ihr einen Kuß, stopfte ihr die Decke fest um die Schultern und ging ädgernd hinaus. Die Lampe drehte er herunter und stieg leise die Treppe hinauf.

„Eli“, rief eine Stimme.

Er wollte Poddys Tür öffnen.

„Hier — oben!“ flüsterte Rebecka.

Wie ein Dieb schlüpfte er die zweite Treppe hinauf.

„Ich bin hier so lange auf und ab gegangen“, sagte sie zähne-kappernd, „ehe Zoopez zu Bett geht — jetzt sitzt er noch hübsch unten am Tisch und schläft.“

Vor der Zimmertür erwärmte er ihre kalten Hände.

„Wo bleibst du so lange?“

„Tante Meggie ist nicht ganz wohl.“

Sie hörte schon gar nicht mehr zu, schlang ihre Arme um seinen Hals und drückte sich an ihn, um sich für den ganzen Abend schablos zu halten.

Und wieder im schweigenden Dunkel preßte er seinen Mund auf den ihren, drängte ihr Körper sich an ihn heran, süßte er ihren Körper, das Leben ihrer Brüste.

Dann aber, bange vor ihrer Leidenschaft, vor ihrer Zügellosigkeit, ließ er sie los.

„Schlaf wohl, Kind“, sagte er, indem er ihren Kopf noch einmal umfaßte, als ob er sie sähe, „schlaf wohl — bis morgen.“

„Haste solche Eile? — Is das alles?“

„Alles?“ wiederholte er. „Alles? — Was meinst du?“

„Du verstehst mich wohl“, sagte sie schwer atmend und umklammerte seine Hüfte.

„Ich versteh dich nicht“, ädgerete er verwirrt.

„Du verstehst mich wohl“, sagte sie noch einmal und suchte seine Lippen.

„Rebecka“, rief er, heiser vor Aufregung durch ihre Klüße. „Du weißt nicht, was du sagst!“

Zornig wand er ihre Hände von seinem Hals los und stieß sie zurück, daß sie gegen die Holzwand flog.

„Jeses! Jeses!“ — wiederholte er, ohne Worte für das Gefühl der Entfremdung zu finden, das ihn zurückdrückte.

Da begann sie in dem beängstigenden, feindseligen Dunkel des kleinen Flurs unterdrückt zu schluchzen und, ehe er noch in seinem grauen Entsetzen Worte dafür gefunden hatte, stieß sie metnerlich etwas hervor, was seine Junge lähmete, was seine Augen weit aufgerissen, nach den ungeheuerlichen, sein Gehirn durchgehenden Lauten hinfiarren ließ.

„Jeses? . . .“ schluchzte sie keuchend, „warum Jeses, wenn Zoopez es doch tut, — wenn Zoopez es doch tut.“

Mit wilden Griffen klammerten sich seine Nägel in das Holz der Wand, als ob er sich daran festhalten müsse. Seine hochglühenden Augen sahen sie im Dunkel, sein Hals drängte sich nach vorn.

„Was — was tut Zoopez bei dir?“ fragte er tonlos stotternd.

„Das weißt du wohl“, sagte sie suchend, „und du — du stehst nur da und küßt.“

Noch während ihre schluchzende Stimme auf ihn einbrang und ihm einen frampartigen Schmerz verursachte, erland vor seinem Geist das Biered von Poddys Zimmertür — die Matrake auf dem Boden — der Tisch mit den abgehauenen Kohlftrinken — der Stuhl mit den Mäden und der Hofe darauf — ihre verlegenen lachenden Blüte — das bleiche Gesicht des Jungen mit dem keimenden Schnurrbartchen und den fett roten Lippen — das schlafende Gesichtchen Cerres. Nach Atem ringend, tat er einen Schritt vorwärts und tastete wie gedrohen nach einem Halt, als ob er erstickend müßte. Und dann taumelte er schwerfällig schwanternd, den Kopf überroll, an die Wand zurück, daß die Bretter traachten.

„Tagt du nichts mehr, Eli?“ fragte sie, indem sie mit ihrer Hand suchend vorwärts tastete, bis sie ihn berührte. Das machte ihn schauernd wach.

„Morgen wollen wir sprechen“, sagte er einfach, die Treppe hinunterstolpernd.

„Sagst du mir nicht mal gute Nacht?“  
„Nacht — Nacht“, stotterte er in das Dunkel hinein. Und betäubt und totenbleich die Tür bei Bobby öffnend, rief er durch die Spalte, eben noch wissend, daß er ihn so nicht sehen konnte: „Joseph!“  
„Ja?“ fragte die Stimme des dünnen Mannchens vom Tisch her.  
„Ich muß fort — bleiben Sie bei Ihrem Vater — bis ich wiederkomme.“

Wie ein Betrübener taumelnd, ohne Bewußtsein, ohne die Straßen und Plätze zu erkennen, betäubt, als ob er von später Nachtarbeit angegriffen wäre, war er weiter und immer weiter gelaufen, bis er schlief und stumps auf einer Bank im Rondelpark niedergesunken war. Dort lag er zusammengesunken und wehrte sich mit Gewalt gegen die schweren Schläge, gegen einen Krampf, der seine Augen nach innen zu drücken schien, den Schläfen sprengend wollte; er starrte stier, in dumpfer Betäubung auf den festgefrorenen Kies, den der Mond grau glitzernd umfist beleuchtete. Der Wind heulte durch die Alleen, hob den lodernen Schnee und ließ ihn in totem Wirbel kreisen; er zerrte und peitschte die ächzenden Zweige der schwankehenden Bäume. Aus den rüchseitigen Fenstern einer Straße fiel freilich auf den schwarzen Baumstämmen entlang rötlicher Lampenschein, unterbrochen durch die massiven Formen der Säule des Parks. Unruhig brach durch die jagenben Wolken das bleiche Mondlicht; geräuschvoll knarsten und brachen die Ästelein und Zweige. Es war ein unheimlicher Wechsel von grauemoller Stille, Wind und Sturm, Geräuschen und Rufen, die Nacht und Einsamkeit angstvoll zerküßten.

Und er seinen schmerzenden Kopf in die hohlen Hände presste und den warmen Nasentaten wieder einzog, wußte er nur, daß er verzweifelt müde war und abgemüht gegen jegliche Erinnerung. Schmerzlich rühmend zog er die Beine hoch auf die Bank, ließ den Kopf herabsinken und suchte eine Stütze an dem kalten Holz. Der Wind fuhr durch seine Sohlenbeine, fuhr unter seine Weste — und der schräg ausgestülpte Hut zuckte bei den Windböen mit.

Eine Hand klopfte auf seine Schulter, und eine grobe Stimme sprach:

„Heba! Die Bänke sind nicht zum Schlafen da!“  
Verständnisvoll blickte er auf. Zwei Polizisten standen vor ihm.  
„Geben Sie nicht verstanden? Oder sind Sie besoffen?“ Die Hand schüttelte ihn, daß ihm das Schulterblatt weh tat.  
Da stand er auf, antwortete verwirrt irgend etwas, und die Partwächter blickten ihm nach und überlegten, ob sie ihn nicht einstecken mußten.

(Fortsetzung folgt.)

### Wie ein Traum.

Stübe von Elsa Velli.

(Nachdruck verboten.)

Das war seine Heimat.

Hier hatte er seine erste Jugend erlebt, einsam und ungetrückt in dem stillen, ruhigen Dörchen dort drüben. Er war noch klein, da starb sein Vater, bald darnach folgte die Mutter. Er rief nach ihnen zwei, drei Tage, dann hatte er sie vergessen. Eine alte Frau nahm das Waischen zu sich. Sie bekam ihr Kostgeld von der Gemeinde, kümmerliche sich aber nicht weiter um ihn, den armen, blaffen Jungen, der es ja doch nicht lange mitmachen würde. Und den Schulbuben war der arme Waisentnabe mit den träumerischen Augen zum Necken gut genug. Was sollte er unter den rauhsüßigen, wilden Knaben, denen Liebermut und Sorglosigkeit aus den Augen leuchtete? Nur der alte Lehrer mochte ihn leiden. Er strich ihm oft sanft über den Lockenkopf und lobte den guten Schüler. „Sollest eben deine Mutter noch haben, kleiner, das war eine gute, gescheite Frau.“ Wie oft hatte er diese Worte zu dem Kinde gesprochen! Und er fühlte es, der arme Bub, es fehlte ihm eine leitende Hand, ein Wesen, dem er alles galt.

Die Natur mit ihren wechselreichen Bildern war seine einzige Freude. Er trieb mit Lust seine Schar Gänse, die ihm die Dorfbewohner anvertrauten, hinaus auf die schöne, mit Sträuchern und Bäumen üppig bewachsene Anhöhe. Ein niederes Wäldchen rieselte vom Berge herunter. Hart am Ufer lag das Wasser. Da trieben sie langsam über viele Steine hinweg. Entschieden an den Steinen hängen, versinken sie und drehen sich wild im Kreise. Niedere Sträucher neigten mit ihren Zweigen hinab ins Wasser und saugen von dem frischen, belebenden Element. Die Kronen der Bäume nickten beim Lusthauch zusammen und flüsternten geheimnisvoll. Die Vögel zwitscherten lustig, hüpfen unermüdetlich von Ast zu Ast. Vienen und Hummeln schwärmten von Blüte zu Blüte. Sie senkten sich in den süßen Blütenkelch, um zu nippen. Ihr eintöniges Gesumme ertönte bald von nah, bald von ferne. Eine Schar Schwalben schwirrten in der Luft, kreuzten sie in ausgleichendem Spiel. Die Wolken zogen, phantastische Bilder erstehen am Horizonte. Da formten sich die Wolken: herrliche Gebirge, zackige Felsen, hohe Hügel, Schneeberge, plötzlich ein roter Streifen, goldiger Schimmer: das Abendrot.

Der Mann, der dort am Ufer saß, starrte, in Gedanken in seine Jugend zurückversetzt, fährt sich über die Augen, wie aus einem Traum erwacht. Und es war doch eine schöne Zeit gewesen. Die Gegenwart, heute so lieblich so früher. Wie hatte er alles mitempfunden, dieses fortwährende Treiben, Mischen und Mischen. Wie freute er sich über die Wildtänze, die, von den Sonnenstrahlen geküßt, sich zu regen begannen und allmählich aus den Feldern hervordrängen sich zu stiller Schönheit entfalteten. Allmählich geht der Sommer der Reize zu; das Laubwerk ändert sein jugendfrisches Grün und nimmt jene herrliche

Färbung an, die wunderbar von Ruance zu Ruance wechselt. Die Natur entfaltet nun ihre üppigste Pracht. Aber es liegt eine Trauer darüber geossen, ein leises Wehe und Todesahnen.

Der Reiz der Jugend ist dahin, die volle Schönheit prangt in ihrem Glanz, aber es ist das Leuchten vor dem Tod. Es folgt das Verdorren, das Welken. Die Herbststürme reifen den Rest der weissen Blätter von den Bäumen, fegen sie davon, bis sie endlich, nach letztem Kampfe gebrochen, zerrissene, farblose Reststücke, vermodern. Und dann der Winter. Er legt die feierliche Schneedecke auf die kahle Erde, die unter der eisigen Umarmung ruht und feiert.

„Diese Natur“, sagte sich der, der da am Ufer saß, „diese große Natur enthält in sich alles, was der Mensch durchmacht: die Geburt, die Jugend und Entfaltung, die Vollkraft, Kampf, Krankheit und Tod. Vor diesem gewaltigen Geschehen beugt sich der Mensch, der kommt und geht. Bei ihm hört mit dem letzten Atemzug das Sein auf, die Natur aber entwickelt sich aus sich selbst ewig fort. Sie ist ein stummer, aber ewiger Lehrmeister. Sie hat meine Gedanken gemocht und ich diene ihr, ihre Schönheit zu preisen. Wie war es gekommen?“

Wie heute, so war er damals am Ufer gesessen; dort unten seine Gänse, die er nachdem im Auge behielt. Das Schülchlein hatte er bei sich, um mit Bleistift die Rechnungen darin zu machen. Da kam aber anders über ihn. Mit unbeholfenen Worten schrieb er's auf in's Rechenheft, was er dachte und fühlte, von den Gänzen, den Blumen, den Wolken. Er gab verschämt dem lieben, alten Lehrer, was er geschrieben hatte anstatt der Rechnungen. Der Mann hatte ihm zugelaächelt und ihm die Hände auf seinen Kopf gelegt: „Gut so, mein Bub, mach nur wieder solche Sachen; aber auch die Rechnungen.“ Die Papiere nahm er mit. Nach einiger Zeit brachte ihn der Lehrer in die Stadt zu einem Fremden. Der schickte ihn in eine gute Schule. Wie glücklich er jetzt war. Und dann, das Studium, die Zeiten der Not, wo es oft an allem fehlte, und doch immer wieder der Sieg.

Sein Fleiß und seine Ausdauer waren schließlich mit Erfolg gekrönt worden. Durch seine Gedichte und Schilderungen machte er sich kleine Honorare und einen kleinen Namen und gewann Freunde. Er war selbstständig. Da starb sein Wohlthäter, der ihm den Sinn und die Liebe zur Natur, zu allem, was schön und gut war, gelehrt und gepflegt hatte. Es war eine harte Stunde, als er von dem edlen Manne auf immer Abschied nehmen mußte. Aber bald nahm das Leben ihn wieder in Anspruch. Hoffnungen, Enttäuschungen, Erfolge, Mißerfolge, alles kam und ging. Da kam die Liebe, und mit ihr sie, die sein Leben und Schaffen erst voll gemacht. Sie! . . .

Eine fröhliche Weise tönte von der Gänseweide herauf. Der Gesang kam näher, näher und endigte in lustigen Trillern. Er kannte die Stimme. Mit einem Jauchzen schnellte er empor, drückte den Hut auf den Kopf und eilte dem jungen Weib entgegen. „Wie ein Traum war's mir, wie ein schöner Traum; aber du bist die noch schönere Wirklichkeit.“

### Das Schloss am Titisee.

Es ist Sonntagmorgen. Vor dem einzigen Fenster meines Zimmers, das nach dem Hof zu liegt, brennen die Dächer im grossen Sonnenschein. An den Schornsteinen und Telephondrähten vorbei sehe ich den zierlich durchbrochenen Münsterurm emporragen, und darüber in der Ferne die Vorberge des Schwarzwaldes. Die Kirchenglocken haben schon vor einer Stunde ausgeläutet. Es schlägt elf. Von der Straße her dringt dichter und dichter das Getöse der Fußtritte, es wird lebhafter, die Kirchen entleeren ihre Menschenmassen auf die Strassen. Der Rärm hat die frühere Ruhe zerstört und die Lust zum Studium ist vorbei. Ich lege den Band über „Spezielle Pathologie und Therapie“ beiseite. Es lockt mich in die Höhen des Schwarzwaldes und eben ist es noch Zeit den Höhenatzung zu erreichen. Viele eilen dem Bahnhof zu. An der Ecke springt mir ein kleines Mädchen entgegen „bitte Herr, wie viel Uhr ist es?“ „O Mama es ist noch Zeit, der Herr wird auch noch auf den Zug!“ An den Schaltern ist ein Gedränge; dort stehen vier Kollegen in einer Gruppe, die ich gestern in den Klänken gesehen habe, da zwei Assistenten des Instituts, hier einige Realschüler mit ihren farbigen Mützen, alle tragen rundgefüllte Rucksäcke und schauen hastig nach der Uhr, während sie auf die Abstemplung ihrer Kilometerhefte warten. Der Zug fährt vollbesetzt ab.

Eine Arbeiterfamilie hat die Plätze neben mir eingenommen und ich bin ganz in die Ecke gedrängt. Ein Knabe mit einem kleinen Schiffschiffchen in der Hand ruft unvermittelt aus: „Mama ich darf doch im Titisee mein Boot barfuß ziehen?“ Der Zug ist in vollen Gange und in sein eintöniges Klöpfen klingt eine andere helle Stimme hinein: „Sieh, sieh, das ist der Frauensteigelfelsen bei Himmelsreich. Unsere Lehrerin hat es gesagt!“ Und das Kind zeigt auf eine Ruine, die im Walde halb verborgen steht. Der kleine sechsjährige Bruder schreit, weil er zu kurz ist, wie die andern aus dem Fenster herausgucken; man muß ihn emporheben. Nun kommt der Hirschsprung, eine festsige Enge im Tal, wo die Sage geht, daß einmal ein gebeter Hirsch den kühnen Sprung von Klippe zu Klippe gewagt haben soll. An der Station wurde eine Zahnradlokomotive hinten angehängt, denn jetzt geht es steil bergauf. Wäre es aber weniger notwendig, denn an jeder Station steigen Dutzende aus, und die Last wird leichter. Sinteren und vornen pustet der Dampf im Takte der Kolbenschläge. Wir fahren langsamer aber immer höher und höher. Ein und wieder verdeckt der Gipfel einer hohen Tanne die langsam vorbeizieht, die Aussicht auf den schwarzberaubeten Gang gegenüber. Der wirrige Harzduft aber dringt durch Fenster und Türen ununterbrochen herein. — Erst kommen Kallteig, dann Hintergarten auf der Höhe, wo der Schieber zurückbleibt und der Zug allein durch sein eigenes Gewicht nach Titisee hinabrollt. Dort steigen viele aus und die Wagen

fahren beinahe leer weiter. „Ich sehe den See, hier geht's, hier, diesen Weg, komm doch Papa!“

Auch wir, drei mich begleitende Jüngens und ich, eilen hinab zum lebendigen Wasser. Wie herrlich! Nach allen Seiten steigen die schwarzen, trüben Bergrücken in Reihen hintereinander auf und mit ihrem schwarzgrünen Bald und über dem Wasser in der Ferne die Felsberggruppe mit dem Bismarckdenkmal und daneben zwei weisse Schneefelder. Wir rübern, Julius und ich, bemüht den gleichen Schlag inne zu halten. Jedesmal bleibt beim Heben der Ruder ein Wirbelrichter, an der Stelle im Wasser zurück. Das Boot gleitet sanft und leise über das blaue Wasser hin. Zwei schlafte Nachwellen ziehen, sich langsam erweiternd, wie ein großes V vom Steuerend zurück. In den Wellen spiegeln sich der Wald und die blendend weissen Cumuluswolken tausendfach wieder. Die Zeit ist nur zu schnell vorbei. Als wir am Bootshaus am Ufer antamen, warteten schon andere auf rückkehrende Boote und das unsrige wurde sofort bestiegen. Um das Wasser nicht so früh zu verlassen, beschloffen wir den geplanten Spaziergang auf den Felsberg zu kürzen, und geben in den Wald am Westufer zu baden. Das ist herrlich. Ein bemooster Felsblock dient als Sessel und die unteren Zweige einer nahen Tanne als Kleiderhalter. Im Wasser wird zuerst ein Spritzkampf abgehalten, dann lenken die Schwimmer hinaus über die Tiefe. Nur Julius, der dieser Kunst nicht mächtig ist, mißt beifussam vortropfend, die Entfernung ab, wo er den Boden noch erreichen kann. Das Wasser steht ihm schon am Kalse. Er fahrt um und versucht ans Land zu schwimmen. Alle lachen über sein unbeholfenes Zappeln, einer eilt hinzu und hebt ihn mit der Hand unter der Brust.

Nachher kommt das Sonnenbad. Was ist es doch angenehm, einmal vom allem Zwange befreit zu sein! Keine dunkle Wadegasse, keine vorgezeichneten Wadepfade. Wir liegen ohne Fier, wie die Witter und geboren hat, an einer Lichtung auf dem Waldboden und schmausen Datteln und Nüsse aus des Vegetariärs Kuchsaal. Raymond erhebt sich und wirft Steine hinaus in das Wasser. Sein Körper hebt sich wie eine Marmorstatue vom grünen Tannengrunde ab. Solche Muskelspiele sieht man selten. Nicht einmal in der Vorlesung, Anatomie am Leben. Seine zwei Kameraden haben ein scharfes Urteil für Leistungen im Weitwerfen und er freut sich mit sichtlichem Stolz über ihre Anerkennung jedesmal, wenn sie ihm „gut“ zurufen. Unten am Wasser plätschern die Wellen an den Steinen, geschwächt für den, der ihnen ihre Erzählungen abzulassen weh. Das Wasser verleiht der Natur einen eigenartigen Reiz, die verschiedenen Töne, die beständigen Bewegungen und die reifenlosen Spiegelbilder muten den Menschen, wie etwas Lebendiges an. Der lange Schatten einer Tanne gleitet über uns hin. Es wird kühl. „Es ist schon 5 Uhr!“ Angezogen, eilen wir die Landstraße entlang, um durch Erlaubnis nach Hintergarten zu gelangen.

(Schluß folgt.)

### Der Mann mit den zwei Herzen.

Man schreibt der Frankfurter Zeitung aus Rom: Die Geschichte des Mannes mit den zwei Herzen, der jetzt, nachdem er seinen Körper für 75000 Lire an eine medizinische Gesellschaft verkauft hatte, in Parletta (Apulien) zur Ehe schreitet, veranlaßt den Schriftsteller Lopez in Turin zu einer wichtigen Betrachtung, in der es u. a. heisst:

Was will die Eidechse mit den zwei Schwänzen, seitdem der Mann mit den zwei Herzen existiert? Glücklichste Parletta! Zu dem Ruhme, den dir dein Stadtheros Ettore Pieramosca und deine Luise dir schufen, gefellst dich jetzt Giuseppe de Maggio, der Mann mit dem doppelten Herzen. Welch ein glücklicher Mann, der eine Frau mit zwei Herzen lieben kann! Und er macht vorher noch ein Geschäft. Ein einjähriger Leihnam ist 15 Lire wert, sein zweites Herz steigert de Maggio's Leib auf 75000 Lire. Das ist ein wertvolles Herz. Aber es ist auch rücksichtslos; denn, da es unter der rechten Lunge sitzt, belästigt es das Herz Nr. 1 nicht. Sollte eines der Herzen verlegen, so tritt das andere als Ersatz ein wie beim Automobil der Ersatzreifen. Hoffentlich verwirrt nicht de Maggio die Köpfe unserer Mädchen, auf daß sie nicht später von ihren Freiern verlangen, auch sie sollten zwei Herzen mitbringen. Wie stolz muß seine Frau sein; denn ihr Mann ist einzig auf der Welt. Stolz kann auch Italien sein; denn außer Dante, Christoph Columbus, Carducci, Marconi hat es in de Maggio einen neuen großen Sohn, dessen Name die Welt erfüllt. Zudem können alle Phänomene Barnums sich verstanden; denn sie sind übertrumpft.

Und dabei sagen wir müssen, daß der Mann nicht wußte, welchen Schlag er in der Brust trug! Die Ärzte, die ihn beim Eintritt in das Heer untersuchten, mußten erst kommen, um ihm sein Glück zu melden, ein Glück, das seiner leidlichen Gesundheit nie geschadet hat, ebenso wie seiner moralischen; denn alle seine Bekannten sind einzig in dem Urteil, daß er kein Don Juan sei. Unwillkürlich denke ich an die stammesfischen Zwillinge. Wie, wenn de Maggio's physisch unabhängige Herzen auch psychisch unabhängig wären, das eine also für das andere, das andere für die Kirche schlägt, oder eines Inerovatio, das andere radikal pochte! Zum Glück ist es ein Mann, der von einer solchen Anomalie beglückt wurde, und darin zeigt sich das Walten der Vorlesung; denn da niemals noch eine Frau existierte, die zwei Männer zugleich liebte, wie wäre da eine Frau mit zwei Herzen leicht in Verdacht gekommen! Weder Homer, noch Dvid, noch Dante haben jemals ein Fabelwesen mit zwei Herzen geschildert. Der Mann mit zwei Köpfen hat einen Vorläufer in Cerberus, der in der Regel drei hatte, den Mann ohne Kopf sehen wir täglich, aber de Maggio hat weder einen, noch Kollegen!

### Ein guter Rat.

(Nachdruck verboten.)

Es ist einem deutschen Gelehrten gelungen, das Herz einer zum Tode verurteilten Mörderin nach der Hinrichtung noch über eine Stunde zu regelmäßigen Kontraktionen zu bringen.

(Setzungsanmeldung.)

Ein französischer Arzt hat dem Kopfe eines auf dem Schafot hingerichteten Verbrechers verschiedene Male den Namen zugerufen und auf die drei ersten Anrufe öffnete der Kopf die Augen.

(Setzungsanmeldung.)

Die Wissenschaft ist groß und ihre Taten sind wunderbar. So hört doch Leute, Auf was für kolossal geistige Gedanken die Gelehrten jetzt geraten.

Es wird ein Mensch geköpft — sein totes Herz wird aus der Brust in einen Apparat gepumpt, Bis daß es zum Vergilgen und zum Scherze Der Herrn Gelehrten noch ein wenig klopft.

Es wird ein Mensch geköpft — vom blutigen Schragen Reißt rasch ein Arzt das tote Haupt empor; Noch dreimal hat's die Augen aufgeschlagen, Sobald man ihm den Namen rief in's Ohr.

Laßt eure Klünste doch, ihr Herrn Gelehrten alle, So wird die Welt nicht vom Schafot bereit, Was sind die paar Sekunden nach des Beiles Falle Gegen der Todesängste schleichende Ewigkeit?

So lange ihr's nicht fühl't, daß alle, alle Menschen Mitleidig sind an jeglichem Verbrechen, So lange werden auch die Wissenschaften, Des Henters Nichtschwert nicht zerbrechen.

Drum — wird ein Mensch geköpft — tut ihn nicht plagen, Den Toten, sondern fahrt es in Lebend'ge Ohren, Sagt es den Herzen, die Lebendig schlagen: Der Mensch, der ist zum Köpfen nicht geboren!

A. F.

### Sentenzen\*).

Lieber ein selbstloser Hund, als ein selbstfüchtiger Mensch.

Der Reiche von heute brüht Diebe aus für morgen.

Besser ein guter Mensch sein und verfolgt werden, als ein böser und gelobt werden.

Wahre Philantropie stiehlt nicht dem einen, um es dem andern zu geben.

Verfolgung ist ein tödliches Gift, das auf diejenigen zurückwirkt, die es anwenden.

Ohne Arbeit würde das Kapital zu Grunde gehen, ohne Kapital könnte die Arbeit luxuriös leben.

Wenn du Kenntnisse besitzt, so teile sie andern mit. Nehnten sie dieselben nicht an, so ist es ihr Schaden, nicht deiner.

Erleget die Kirche durch Schulen für sittliche und körperliche Kultur. Die Welt wird dabei nur gewinnen.

Es gibt Leute, die heißen es Arbeit, wenn sie darüber nachdenken, wie sie den Ertrag der Arbeit anderer an sich reizen können.

Es ist wahr, deine Vorfahren sind verantwortlich für die Fehler, die du ererbst, aber du bist dafür verantwortlich, wenn du diese Fehler nicht nach Möglichkeit überwindest.

Geldheiraten sind nur eine der vielen Arten, die Keime der Prostitution lebensfähig zu erhalten.

Der Arbeiter verleiht den Kapitalisten mit Geld, Häusern, Kleidern, Nahrungsmitteln und zum Schluß noch mit den Waffen und der Macht, ihn in der Sklaverei zu halten.

\* Aus den Stray Shots des soeben erschienenen, von dem nordamerikanischen Sozialisten Lawson verfaßten Romans Vornagain (Wiedergeboren).